



Die Schönheit
und die Hölle

Roberto
Saviano

Suhrkamp

SV

Roberto Saviano
Die Schönheit und die Hölle

Artikel 2004-2009

Aus dem Italienischen
übersetzt von
Friederike Hausmann
und Rita Seuß

Suhrkamp

Titel der 2009 im Verlag Mondadori erschienenen Originalausgabe:

La bellezza e l'inferno – Scritti 2004-2009

© 2004-2009 by Roberto Saviano

Published by arrangement with Roberto Santachiara Agenzia Letteraria

© 2009 Arnoldo Mondadori Editore S.p.A., Milano

© der deutschsprachigen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Berlin 2010

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Erste Auflage 2010

ISBN 978-3-518-42202-1

1 2 3 4 5 6 – 15 14 13 12 11 10

Die Schönheit und die Hölle

Für M., Licht in dieser langen Nacht

Inhalt

<i>Die Gefährlichkeit des Lesens</i>	9
--	---

Süden

Brief an mein Land	25
Miriam Makeba: Die Wut der Brüderlichkeit	42
Von Scampia nach Cannes	46
Das Böse mit der Kunst bekämpfen	59
Die Wahrheit existiert, trotz allem	64
Wenn die Erde bebt, tötet der Beton	71

Menschen

Knochen aus Glas	81
Alles aufs Spiel setzen	90
Der entfesselte Tatanka	102
Der Mann, der Donnie Brasco war	120
Siani, ein echter Reporter	135
Der Leuchtturmwärter	140
Im Namen des Gesetzes und der Tochter	146
Felicia	152

Business

Die wunderbare Ware	157
Bauen und erobern	174
Die Pest und das Gold	189

Krieg

Das Vollmann-Syndrom	199
Apocalypse Vietnam	206
Dieser Tag wird von nun an und für alle Zeit euch gehören	216

Norden

Die Geister der Nobelpreisträger	227
Rede vor der Schwedischen Akademie	238
Der Dämon und das Leben	247
Mutmaßungen ohne Ende	259
Nie mehr in einer Welt ohne Erbarmen	269
Wer schreibt, muss sterben.	280

Textnachweise	297
-------------------------	-----

Die Gefährlichkeit des Lesens

Schreiben hat mir in diesen Jahren die Möglichkeit gegeben zu existieren. Artikel und Reportagen. Erzählungen und Kommentare. Eine Tätigkeit, die für mich nicht nur einfach Tätigkeit war. Sie war mein Leben. Wenn jemand darauf gehofft hatte, ich würde unter schwierigsten Lebensumständen meine Worte verstecken, hat er sich getäuscht. Ich habe sie nicht versteckt, sie sind mir nicht ausgegangen. Das war aber zugleich ein Kampf, Tag für Tag, ein stilles Ringen, eine Art Schattenboxen. Zu schreiben und auf meine Worte nicht zu verzichten, hieß, mich nicht zu verlieren. Nicht aufzugeben. Nicht zu verzweifeln.

Ich habe in einem Dutzend verschiedener Wohnungen geschrieben, in keiner war ich länger als ein paar Monate. Alle waren klein oder sogar sehr klein, alle, wirklich alle, waren verdammt dunkel. Ich hätte gern mehr Platz gehabt, mehr Licht, wenigstens einen Balkon, eine Terrasse: Das wünschte ich mir so sehr, wie ich mir früher gewünscht hätte, zu reisen und ferne Länder zu sehen. Die Möglichkeit, ins Freie zu treten, zu atmen, mich umzuschauen. Aber niemand vermietete mir etwas. Ich konnte nicht auswählen, konnte nicht herumlaufen, um etwas zu suchen, ich konnte nicht einmal selbst entscheiden, wo ich wohnen wollte. Und wenn bekannt wurde, dass ich in der und der Straße, in dem und dem Haus wohnte, musste ich sofort ausziehen. So geht es vielen, die unter ähnlichen Bedingungen

leben wie ich. Du schaust dir eine Wohnung an, die die Carabinieri mit Mühe gefunden und über die sie schon mit dem Besitzer verhandelt haben, aber sobald der dich erkennt, kommen immer Antworten wie: »Ich schätze Sie sehr, Dottore, aber ich kann keine Unannehmlichkeiten gebrauchen, ich habe ohnehin genügend Probleme«; oder: »Wenn es nur um mich ginge, wäre es kein Problem: Aber ich habe Kinder und Familie, wissen Sie, ich muss an deren Sicherheit denken«; und als dritte und letzte Variante: »Ich würde sie Ihnen sofort geben, sogar umsonst, aber die anderen Wohnungseigentümer im Haus würden mir die Hölle heiß machen. Sie müssen verstehen, die Leute hier haben Angst.« Die andere Kategorie sind die üblichen Absahner. Sie tun solidarisch: »Ich gebe Ihnen die Wohnung natürlich gern«, aber dann verlangen sie viermal so viel, wie sie von jedem anderen verlangt hätten: »Ich nehme das Risiko auf mich, gar keine Frage, aber hier ist leider alles ziemlich teuer.« Außer dieser Angst, die häufig nur vorgeschoben ist, weil die Leute sich aus Feigheit nicht zu einer Seite – in diesem Fall meiner – bekennen wollen, habe ich erlebt, dass mir Menschen, ohne dass ich sie überhaupt kannte, einen Zufluchtsort, ein Zimmer, Freundschaft und Wärme angeboten haben. Und auch wenn ich ihre Angebote aus Sicherheitsgründen oft nicht annehmen konnte, habe ich die gastfreundliche und liebevolle Umgebung genutzt, um zu schreiben.

Viele der in diesem Buch versammelten Texte sind jedoch nicht in einer Wohnung, sondern in Hotelzimmern entstanden. All die immer gleich aussehenden Hotels, in denen ich mich in diesen Jahren aufgehalten habe und die ich hasse, nach wie vor. Auch sind die Zimmer in diesen Hotels dunkel, und die Fen-

ster lassen sich nicht öffnen. Es gibt keine richtigen Fenster, keine Luft. Nachts schwitzt du, und wenn du die Klimaanlage einschaltest, weil du das Gefühl hast zu ersticken, erkaltet der Schweiß auf der Haut, und am nächsten Tag spürst du ein Kratzen im Hals. Im Ausland habe ich manchmal an Orten, von denen ich früher träumte, nichts anderes als diese Hotelzimmer und die Umrisse der Stadt durch die getönten Scheiben eines gepanzerten Fahrzeugs gesehen. Man hielt es für zu gefährlich, mich aussteigen und ein paar Schritte gehen zu lassen, nicht einmal mit dem Personenschutz, der mir zugewiesen war. Oft hielt man es sogar für zu gefährlich, mich mehr als eine Nacht im selben Hotel übernachten zu lassen. Je zivilisierter und ruhiger die Orte sind, je weiter Kriminalität und Mafien entfernt zu sein scheinen, und je sicherer ich mich selbst fühle, umso mehr werde ich von meinen Beschützern behandelt wie jemand oder wie etwas, das vor ihren Augen explodieren könnte. Sie sind äußerst zuvorkommend und hervorragend organisiert. Aber sie fassen mich mit Samthandschuhen an, und ich weiß nicht, ob sie mich eher als Geschenk oder als Paketbombe betrachten.

Häufiger noch habe ich in Carabinieri-Kasernen gelebt. Ich habe den Geruch der Stiefelwichse meiner Zimmernachbarn noch in der Nase und das Hintergrundgeräusch des Fernsehers in den Ohren, in dem Fußballspiele übertragen wurden, und ihre Flüche, wenn sie zum Dienst mussten oder wenn die gegnerische Mannschaft ein Tor schoss. Samstag und Sonntag tödliche Langeweile. Im fast leeren und reglosen Bauch eines großen alten Walfischs, der doch dazu da ist, sich zu bewegen. Während ich draußen, wo die Sonne scheint und Sommer ist, Leben ahne und laute Stimmen höre. Und manchmal weiß ich sogar, wo ich

bin, weiß, dass ich, wenn ich hinaus könnte, in ein paar Minuten vor meiner alten Wohnung stünde, vor der ersten, in der sie zu mir gesagt haben: »Na, jetzt verschwindest du endlich«; und in weiteren fünf oder zehn Minuten wäre ich am Meer. Aber ich kann nicht.

Aber schreiben kann ich. Schreiben muss ich. Ich muss und ich will weitermachen. Hinter dem Zynismus, der einen Großteil der Angehörigen der Zunft auszeichnet, steht immer ein Misstrauen gegenüber allem, was kein eindeutiges Ziel und keinen klaren Rahmen hat. Oder die Distanz dessen, der nur ein gutes Buch schreiben, eine Geschichte konstruieren und so lange an seinen Worten feilen will, bis er einen guten, seinen eigenen Stil gefunden hat. Ist es das, was ein Schriftsteller tun muss? Ist das und nur das Literatur? Wenn es so ist, ziehe ich vor, nicht zu schreiben und nicht wie diese Leute zu sein.

Das Bedürfnis, alles zu zerstören, was Wünschen und Wollen ist: Das ist Zynismus. Zynismus ist die Waffe der Verzweifelten, die nicht wissen, dass sie verzweifelt sind. Sie sehen hinter allem nur ein schlaues Manöver zur Bereicherung, betrachten den Willen zur Veränderung nur als die Naivität des Zauberlehrlings und verachten eine Form des Schreibens, die viele erreichen will, als Schwindel und Marktschreierei. Diese Skeptiker, die stets das verächtliche Grinsen derer zeigen, die wissen, dass alles ein böses Ende nehmen wird, haben nichts zu verlieren, denn sie besitzen nichts mehr, wofür es sich lohnt zu kämpfen. Sie freilich laufen nicht Gefahr, aus ihren oft geschmackvoll eingerichteten und gepflegten Behausungen verjagt zu werden. Ihr Verständnis von Kunst und Sprache ist diesen Wohnungen ähnlich und will den stilvollen Rahmen nicht sprengen. Durch die Privilegien eines

solchen desillusionierten und abgeschotteten Lebens verliert sich jedoch die Vorstellung davon, was Schreiben wirklich heißen kann.

Schreiben wird jetzt für mich auch zu einem Werkzeug, um auszudrücken, wie schwer es mich in den ersten Monaten getroffen hat, als Vorwürfe und Verleumdungen gegen mich im gleichen Maße zunahmen wie der Verkauf meines Buches. Anfangs, als die üblichen Beflissenen mir davon berichteten, bekam ich vor Wut Magenkrämpfe.

»Er hat es nicht selbst geschrieben.« »Ich schreibe die Artikel, die er an die Zeitung schickt, für ihn um.« »Ich kann beweisen, dass er ein Scharlatan ist.« »Mit sechsundzwanzig spielt man Fußball, das kann er nicht geschrieben haben.« »Diesen Latin Lover braucht man nicht ernst zu nehmen.« »Das ist ein Drogensüchtiger, der rumläuft wie ein Zigeuner.« »Er wird von irgendeinem Politiker gesteuert.« »Ich habe ihn aufgebaut. Glauben Sie mir, ich kenne all seine Schwächen.« »Der ist nur hinter Ruhm und Geld her.« Heute bringen mich all diese schwachsinnigen Anwürfe von Neidern oder Leuten, die sich irgendwie ins Rampenlicht drängen wollen, fast zum Lachen, ja ich hebe sie in einer Art Museum der Dummheiten auf und empfehle dies allen, denen Ähnliches widerfährt: Die dort Erfolg haben, wo man, wie vor allem im Süden, allein schon für das Recht zu atmen seine Seele und das Recht auf Träume verkaufen muss.

In diesem Museum der Dummheiten finden zum Beispiel die Briefe zahlloser Rechtsanwälte Platz, die angebliche Freunde oder Verwandte von Personen vertreten, über die ich geschrieben habe, Briefe, die in mehr oder weniger verschlüsselter Form Botschaften enthalten wie: Entweder zahlst du oder wir sagen, dass

du gelogen und abgeschrieben hast, oder wir wenden uns an die Presse und wecken Zweifel an deiner Glaubwürdigkeit, um dich »medial zu demontieren«. Sätze wie dieser haben mir deutlich gezeigt, wie sehr ich für solche Leute zu einem Albtraum geworden bin: Denn dass meine Worte viele Leser gefunden haben, ist ein Beweis dafür, wie Geschichten, von denen jene glaubten, sie seien kontrollierbar und nur für wenige Menschen zugänglich, zu einem Werkzeug der Veränderung werden konnten. Aus meinen Geschichten sind die Geschichten aller geworden.

Was ich erlebt habe, erschien mir unfassbar. Dann sagte mir Salman Rushdie in der Akademie von Stockholm: »Das Leben gefällt den Toten nicht. All denen, die sich, um zu arbeiten, verkaufen müssen, all denen, die Kompromisse eingehen müssen, um schreiben zu können. All denen, denen deine Existenz zeigt, dass man anders als sie handeln kann. Kannst du dir vorstellen, was für ein Ärgernis du für sie bist?« Im Lauf der Zeit habe ich verstanden, dass ich denen, die meine Art zu schreiben, zu leben und aufzutreten verachten, wirklich ein Ärgernis bin, und dass sie mich hassen. Ihrer Meinung nach soll ich mich verstecken, soll mich mehr zurückhalten, nicht in Universitäten oder zur besten Sendezeit im Fernsehen auftreten. Da soll es nur um Zeitvertreib und Unterhaltung gehen, denn das garantiert ihnen eine Art Monopol auf Seriosität. Und im Lauf der Zeit habe ich gelernt, den Wert der Worte meiner Feinde zu würdigen, denen ich Mal für Mal gegenüberstehe. Wenn mir jemand mitteilt, dass ich von bestimmten Zeitungen, Personen oder Fernsehprogrammen angegriffen werde, dann weiß ich, dass ich richtig gehandelt habe. Je schriller viele Intellektuelle ihre Empörung zum Ausdruck bringen, desto mehr, zeigt es, tun meine Worte wirklich weh.

Dadurch habe ich gelernt, Menschen zu schätzen, die mich kritisieren, ohne mich in den Schmutz zu ziehen und zu beschimpfen, ohne mich mit Hohn und Spott zu übergießen. Nur faire Kritik erlaubt mir, zu wachsen und mich zu verbessern, während ich das totalitäre Denken, das sich hinter dem Zynismus bestimmter Medien versteckt, als meinen schlimmsten Feind betrachte. Meiner Meinung nach steht es, wenn auch nicht immer bewusst, im Bunde mit der kriminellen Macht. Wenn man alle als korrupt und alles als faul hinstellen zu müssen glaubt und hinter jedem Versuch, etwas zu ändern, nur Heuchelei und Lüge vermutet, dann ist eines so gut wie das andere, alles wird legitim und möglich. Diese Haltung leistet denen Vorschub, die sich »ehrlich« korrumpieren lassen, die zu Kompromissen bereit und damit zufrieden sind, auch etwas abzubekommen, zu überleben und mit obszönem Genuss dabei zuzusehen, wie alles immer mehr den Bach hinuntergeht. Alles ist gerechtfertigt, denn es war schon immer so, weil es jeder tut, oder schlimmer noch, weil man gar nicht anders kann.

Schreiben war für mich stets das Gegenteil von all dem. Herausstreten. Der Welt ein Wort einprägen, es weitergeben wie einen Kassiber, den man lesen, auswendig lernen und dann vernichten muss: Du musst ihn zusammenknüllen und mit deiner Spucke vermischen, damit er sich im Magen auflöst. Schreiben heißt Widerstand leisten, heißt widerstehen. Genau so lautete der Titel der Fernsehsendung, in der Enzo Biagi mich interviewte: »Resistenza e Resistenze« (Widerstand und Widerstände). Mein Leben in diesen Jahren hat es mir jedoch auch erlaubt, Menschen kennenzulernen, die ich nie vergessen werde. So hat mir Enzo Biagi seine Aufmerksamkeit geschenkt, der trotz seines

Alters mit den Fragen, die er anderen stellte, auch sich selbst befragte, um seine Zeit und sein Land besser zu verstehen. Es reicht nicht, sich an seinem Grab von ihm verabschiedet zu haben, ihm nach seinem Tod ein oder zwei Seiten gewidmet zu haben. Ich will ihm die gleiche Aufmerksamkeit widmen, die er mir hat zuteil werden lassen. Ich möchte mich für seine Aufmerksamkeit revanchieren, damit er uns wenigstens noch eine Zeit lang nahe ist. Dazu werden Texte in einem Buch versammelt: um den Worten Dauer zu verleihen.

Und Miriam Makeba, die große »Mama Afrika«, die für die Freiheit ihres Kontinents die Stimme erhob. Sie ist in Castel Volturno gestorben nach einem Solidaritätskonzert für sechs von der Camorra ermordete Afrikaner und für mich, den sie nie kennengelernt hatte. Ja sie kannte nicht einmal den Namen des Feindes, von dem ich bedroht werde. Und doch hat sie es getan. Es ging ihr nicht gut, trotzdem ist sie gekommen. Sie, die ganze Stadion gefüllt hatte, sang vor wenigen Zuhörern. Und sie starb in meiner Heimat, die auch die ihre geworden war. Von nun an wird der Kampf um dieses Land, meiner und der Kampf allerer, die ihn fortführen wollen, auf seiner unsichtbaren Fahne auch den Namen Miriam Makeba tragen.

Ins Stadion von Barcelona wurde ich von den Mossos begleitet, dem Spezialkorps der katalanischen Polizei, die wollten, dass ich das Spiel aus einem schussicheren Glaskasten anschau, sich dann aber erweichen ließen und mir diese neue groteske Art von Gefängnis ersparten. Ich habe Lionel Messi getroffen, den argentinischen Stürmer des FC Barcelona, dem es gelungen ist, Diego Armando Maradonas schönstes Tor exakt zu wiederholen. Sein jugendliches Gesicht verrät nichts von dem, was er jahrelang

durchgemacht hat, nichts von den täglichen Hormonspritzen, dank derer er wachsen und der weltbeste Fußballer unserer Tage werden konnte. Auch heute noch wird er »der Floh« genannt. Trotz seines Talents erschien es unmöglich, dass er sich in Spielen durchsetzen könnte, in denen die Bälle hoch gespielt werden und hünenhafte Spieler hart aneinandergeraten. Aber auch Fußball kann zu einer Form des Widerstands werden, zu einer Kunst, an der Knochen und Muskelfasern mit jedem Zentimeter Wachstum beteiligt sind. Und wenn ich einen Wunsch formulieren dürfte, einen unmöglichen, dann sollten meine Texte so wirken, wie Lionel Messi auf das gegnerische Tor zustürmt, blitzschnell, den Ball fest am Fuß, egal, ob er dann ins Netz trifft oder ob er an einen frei stehenden Mitspieler abgibt. Das Wichtigste ist nicht, ein Tor zu schießen, sondern vorwärtszukommen, zu dribbeln, anzutauschen und den Ball nicht zu verlieren.

Manchmal allerdings blicke ich zurück. Und dann weiß ich, wem dieses Buch nicht gewidmet ist. Ich weiß, dass es für all die nicht gedacht ist, mit denen ich aufgewachsen bin, die damit zufrieden sind, im Strom mitzuschwimmen, am Tisch in der Bar zu fluchen, Tag für Tag auf die gleiche Weise dahinzuleben. Es wendet sich nicht an die Resignierten und an die faulen Zyniker, die mit einem Abend auf einem Volksfest oder in der Pizzeria zufrieden sind; die immer noch die Freundinnen tauschen und sie dort suchen, wo eine übriggeblieben ist, wie einen Schuh in einer verstaubten Schachtel ganz hinten im Schrank; die glauben, dass man sich, um erwachsen zu werden, die Niederlagen eines anderen aufladen muss, statt gemeinsam neue Herausforderungen zu suchen. Für sie ist mein Buch nicht gedacht. Man weiß, für wen man schreibt, aber auch, für wen man nicht schreibt. Ich

schreibe nicht für Menschen, in denen ich mich nicht wiedererkenne, ich schreibe keine Briefe an eine Vergangenheit, die ich nicht mehr erreichen kann noch will. Denn ich weiß, dass ich beim Zurückblicken, wie Lots Frau beim Blick auf den Untergang von Sodom und Gomorrha, zu einer Salzsäule erstarren würde. Weil der Schmerz, wenn er keinen Ausweg findet und sinnlos erscheint, dich erstarren lässt. Als ob deine Trauer oder die Tränen, die du nicht vergießen kannst, durch die Berührung mit deiner Wut und deinem Hass zu unzähligen Kristallen und einer tödlichen Falle würden. Wenn ich zurückblicke, bleiben mir als Einziges, worin ich mich wiedererkenne, woran ich die Umrisse eines lebendigen und atmenden Körpers in Raum und Zeit festmachen kann, meine Worte. Deshalb wollte ich auch einige Artikel aufnehmen, die ich schon vor dem Erscheinen von Gomorrha geschrieben hatte, für die, denen dieses Buch gewidmet ist.

Dieses Buch ist für meine Leser. All die, die es möglich gemacht haben, dass Gomorrha bestimmten Kräften, die Schweigen und Schatten brauchen, gefährlich geworden ist; für alle, die meine Worte aufgegriffen, sie an Freunde und Verwandte weitergegeben und sie in die Schulen getragen haben. Alle, die in der Öffentlichkeit daraus zitiert und damit zum Ausdruck gebracht haben, dass mein Anliegen zum Anliegen aller geworden ist, weil meine Worte in aller Munde sind. Ihnen allen gilt mein Buch, denn ich weiß nicht, ob ich es ohne sie geschafft hätte weiterzumachen, Widerstand zu leisten, also lebendig zu bleiben, weil ich an die Zukunft glaube. Weil ich weiß, dass mein abgeschottetes Leben doch ein Leben ist. Weil ich weiß, dass ich ohne meine Leser nie diesen Raum zur Verfügung gehabt hätte,

nie die Titelseiten der Zeitungen und die Sendungen zur besten Fernsehzeit. Wenn ich nicht so viele Leser gehabt hätte, die mein Buch nicht nur als eines behandelt haben, das man, ausgelesen, neben die anderen ins Bücherregal stellt, wäre mir all dies nicht möglich gewesen. Und wenn ich zu einem »Medienphänomen« geworden bin, verdanke ich es letztlich meinen Lesern.

In diesen Jahren habe ich verstehen gelernt, wie wichtig die Auseinandersetzung in den Medien ist. Wenn es nicht nur um leeres Geschwätz, Klatsch und Trivialitäten geht, die nur zerstreuen und trösten sollen, sondern um Wissensdurst und Wunsch nach Veränderung, warum sollte man da nicht alle Mittel, alle Medien einsetzen, um die Kräfte zu bündeln? Warum so viel Misstrauen und Angst?

Im Grunde verstehe ich diese Angst sogar. Und mir kommt etwas Seltsames, schwer Erklärbares in den Sinn. In allen Interviews, in allen Ländern, in denen mein Buch erschienen ist, werde ich stets gefragt: »Haben Sie denn keine Angst?« Und diese Frage bezieht sich eindeutig auf die Angst, ermordet zu werden. Ich antworte darauf sofort nein und nichts weiter. Dann denke ich manchmal, viele werden mir das nicht glauben. Doch so ist es. Wirklich. Ich hatte und habe viele Ängste, aber nie hatte ich Angst zu sterben. Am meisten leide ich vielmehr unter der ständigen Angst, dass es ihnen gelingen könnte, mich zu verleumden, meine Glaubwürdigkeit zu zerstören, und in den Schmutz zu ziehen, wofür ich mich eingesetzt und wofür ich einen hohen Preis bezahlt habe. So sind sie mit allen verfahren, die den Entschluss fassten, nicht länger zu schweigen und Anklage zu erheben. So erging es dem Priester Don Peppino Diana, der vom Tag seiner Ermordung an verleumdet wurde. So erging es auch dem